

tracten wieder in die Mängel des Einmüchigen jurzt. Und darum meint Yemaître: Bref, il ne faut, dans un ballet, ni boules ni échaldas. Und darum meine ich: die Josefstadt sollte boules und échaldas unter den Tänzerinnen vermeiden, Häfischen und Hopfenstangen.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die christlich sociale Partei macht sich ihre Aufgabe leicht. Sie schlägt ihre Schlachten mit fremden Waffen, und nur der vorzeitige Siegesjubel ist ihr eigen Werk.

Das hat jüngst wieder der Wiener Katholikentag gereizt. Prinz Alois Pichetenstein bezeichnete es als das allen conservativen Parteien gemeinsame Ziel: „Den Liberalismus zu stützen“. Aber wer vollendet dieses Werk? „Das Frauen des rauhen populären Winterummes, der dies alles hinwegsetzen wird“, sagt Prinz Pichetenstein. Das ist aber, aus der bildlichen in die politische Terminologie übertragen, die Socialdemokratie, und nicht die feudal-katholische Partei.

Prinz Pichetenstein wirft dem Liberalismus vor, dass dieser dem Staat die „unzugeordnete Stellung“ eines Polizeicommissärs angewiesen habe. Wichtig! Aber der Katholicismus? Dieser hat dem Staat die noch unzugeordnete Stellung eines Steigbügelhalters zugebracht.

Prinz Pichetenstein spricht vom herbstlichen Altweiber-Sommer des Liberalismus. Nun, das katholisch-feudale System des Prinzen Pichetenstein hat nicht nur seinen Herbst, sondern auch seinen Winter bereits hinter sich. Es lebt in dem ewigen Frühling, den die Abgeschiedenen im Jenseits genießen.

Wenn wirklich das gelänge, was die katholisch-feudale Partei anstrebt: die Wiederherstellung der mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsordnung, was wäre die Folge davon? Dasei nochmal vernichtet werden würde, ganz so, wie sie bereits einmal vernichtet worden ist. Das erste Mal war ihr Feind der Liberalismus, das zweite Mal wäre es die Socialdemokratie, die allerdings einigermaßen kräftigere Kräfte hat als ihr Vorgänger. Ich weiß nicht, ob zum Tode Verurtheilte auch den Ehrgeiz haben, gut gehent zu werden. Das ist eine Geschmackssache, an die man in extremis eigentlich nicht mehr denken sollte. Aber gewisse ist, dass die katholisch-feudale Partei in Oesterreich, wenigstens durch unseren österreichischen Liberalismus, nicht gut gehent worden ist, woswegen ihr Geist noch immer, wie ein Gespenst, ruhelos unter uns herumgeht. Darum könnten wir ihr eigentlich eine kurze Wiederauferstehung gönnen, damit sie durch die Socialdemokratie endlich einmal gut und definitiv zum Tode befördert werde.

Prinz Pichetenstein sagt: „Das Privateigenthum muss bestehen bleiben“. Er meint damit offenbar nur das Eigenthum an materiellen Gütern. Das geistige Eigenthum respectirt weder er noch seine Partei. Denn alle ihre halbwegs modernen wirtschaftspolitischen Ideen fehlen sie dem Socialismus. Dasei es gleichzeitig auf diesen schimpfen, ist die alte Taktik aller Plagiatoren. Gälte es keinen Socialismus, so stünde die katholisch-feudale Partei der modernen Industrieentwicklung auch heute noch so noth-, hilf- und verständnislos gegenüber, als damals, da sie deswegen abdanken musste. Genau seitdem der Socialismus existirt, versteht die katholisch-feudale Partei das Industriesystem, genau so lange hat sie neue polemische Ideen darüber.

Uebrigens ist die katholisch-feudale Partei nicht bloß auf dem einen, dem wirtschaftlichen Bein lahm, welches sie durch die vom Socialismus entlehnte Kritik stützt, sondern auch auf dem anderen, dem politischen. Ihre zweite Krücke ist der politische Liberalismus. Wir wollen die „Freiheit der Kirche“, „Wir werden die Freiheit der Kanzelrede vertheidigen“, ruft Herr Dr. Lueger, unter dem stillrühmlichen Beifall des Katholikentages aus. Das ist aber gerade ein specielles Stück der politischen, der Gewissens-, der Meinungs- und Redefreiheit, welche in die Welt gebracht zu haben, das Verdienst des Liberalismus ist.

Da freilich, wenn man seine wirtschaftlichen Ideen dem Socialismus, seine politischen dem Liberalismus entnimmt, dann kann man leicht schöne Reden zimmern. Nur braucht man sich nichts darauf einzubilden, und man braucht sich deswegen nicht, wie Graf Sylvia Tarouca, auf „die göttliche Offenbarung“ zu berufen. Die „göttliche Offenbarung“ hat es, Gott sei Dank, nicht nöthig, beim Socialismus oder beim Liberalismus, geistige Zwangsanleihen zu machen, wie, leider Gottes, die geistig banterotte katholisch-feudale Partei.

Die Wahlreform ist für die Coalition ein nettes Gesellschaftsspiel geworden. Erst bringt man ein deutsch-liberales Wahlreform-Project vor; dieses wird von den Conservativen und den Polen abgelehnt. Dann kommt ein conservativer Entwurf; er wird von den Deutsch-Liberalen und den Polen zurückgewiesen. Und neuerdings ist ein polnischer Vorschlag ausgeheckt worden; gegen ihn strüben sich die Deutsch-Liberalen und die Conservativen. Nun kommen wieder die Deutsch-Liberalen zum Stos, dann abermals die Conservativen und nach ihnen neuerdings die Polen. Das Spiel ist gut erkunden. Es kann solange fortgesetzt werden, als es den Herren Spaß macht. Es kann aber auch, ohne Schaden, jeden Augenblick eingestellt werden.

Ehemals schimpfte man sich im Parlament gegenseitig Verwaltungsrath. Das zieht nicht mehr. Das neueste parlamentarische Schimpfwort lautet „Vofrath“. Der Abg. Dr. Fanderlik hat das Verdienst, es jüngst

als solches anerkannt zu haben. Denn er ließ den Abg. Furgart fordern, weil dieser ihn in einem parlamentarischen Zwischenrufe hofrätthlicher Aspirationen verdächtigt hatte. Die Hofrätthe werden aber diese neueste Verleumdung des Schimpfkriftens so wenig erfreut sein, als seinerzeit die Verwaltungsräthe. Aber nun fordert es auch die Gerechtigkeit gegenüber den Verwaltungsräthen, dass der Partei des Grafen Stürgch ihr alter Ehrentitel „Verwaltungsrathspartei“ genommen und durch den einer „Vofrathspartei“ ersetzt werde.

Eine zeitlang glaubten wir, die Vermehrung der Vorstandsmitglieder der Vereinigten Linken zu verstehen. Seit Febr. v. Chlumecy darüber gesprochen, ist auch diese Thatsache für uns in das Bereich des „Unverständlichen“ übergegangen. Freiherr v. Chlumecy hielt nämlich eine Begrüßungsansprache an den vermehrten Vorstand. Dabei „betonte“ er „unter allgemeinem Beifall“, „dass der Club zu dieser neuen Organisation weder durch Abschwächung des Vertrauens zu beiden im Ministerium befindlichen Parteigenossen, noch insbesondere durch die Annahme veranlasst worden sei, als ob die eigentliche politische Leitung des Clubs durch Herrn von Plener nicht mehr im vollen Umfange pfleggreifen könne“. Da die von Freiherrn v. Chlumecy abgelesenen die zwei einzigen denkbaren Gründe für die stattgefundene Aenderung der Organisation sind, muss diese, nach Freiherrn v. Chlumecy, ohne zureichenden Grund erfolgt sein. Der Satz vom zureichenden Grunde, der sonst alle Erscheinungen dieser Welt beherrscht, ist durch die Autorität des verehrten Freiherrn in diesem einen Falle außer Kraft gesetzt worden. Die Philosophen wird es schwere Arbeit kosten, dieses in seiner Art einzige Phänomen zu erklären. Die Politiker werden ohneweiters wissen, was sie davon zu halten haben.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Nouveau Théâtre, Vorstellung des Théâtre Independant, „Nuit suprême“ von Paul Lagout, „Petit Ménage“ von Charles Quinet und René Dubreuil, „Fée“ von Leon Ranfard, Comédie française, „Qui?“ von Paul Ithaud, Bouffes Parisiens, „M. Pulcinella“ von Albert Luquet, Brüssel. Parc, „Cabotins“ von Pailleron, Stuttgart. Hoftheater, „Konradin von Schwaben“ von F. von Schiller, Stadttheater, „Die Passionsblume“ von E. Hepp, Pest. Kgl. Oper, „Der Geigenmacher von Cremona“, Musik von Eugen Hubay.

El género flamenco nennen die Spanier eine Gattung, die dort die kleinen Theater pflegen. Es sind keine Stücke, sondern lose Scenen aus dem täglichen Leben des Volkes, meistens der Andalusen, lustige Gemälde der Sitten, Fragmente von der Straße, und das macht den Leuten eine unbändige Freude. Es ist keine dramatische Freude, sondern es freunt sie, Wirkliches genau copiert zu sehen, wie es ist, und es freunt sie, an den Copieen erst das Pictoreske der gewöhnlichen Dinge zu sehen, das sie sonst nicht achten. Das wirkt immer und so könnte schon auch der „Doppelselbstmord“ von Anzengruber wirken, den Samstag das Deutsche Volkstheater gab. Er ist gewiss kein Stild, er hat keine Fabel, er bringt keine Handlung. Aber weil er doch heiter allerhand Bräuche malt, wie Bauern werben, kaufen und raufen, könnte er schon gefallen: er brauchte nur eine Regie, die exact das Leben zu copieren und dann noch den heimlichen Zauber, den intimen Reiz auch der gemeinen Dinge zu wecken wüßte. Ich muss leider sagen, dass mein lieber Martinelli, der treffliche Schauspieler, das neulich veräumte. Man lässt heute Entrées nicht mehr am Kasten vorne singen, eine Strophe links, die andere Strophe rechts und immer zum Hörer hin und immer mit den leeren Gefen, dem ewigen Lächeln und der verruchten Kofetterie vom „Brettel“. Man lässt heute nicht mehr jeden Sprechenden aus dem Bilde heraus zum Publicum laufen und vom Parterre weg nach den Logen hin geiculieren. Man stellt heute nicht mehr die Leute in einer Geraden vorne auf, einen neben den anderen, alle en face, wie Soldaten zur Parade. Im zweiten Akte sitzen einige Gruppen ganz hübsch; aber wer was zu sagen hat, springt auf, rennt vor, wendet sich von der Bühne weg und dann stehen oft zehn, zwölf in einer Reihe, mit dem Rücken zur Handlung, und schreien und sucheln in das Parterre hinab, dass vorne ein schreckliches Gedränge und hinten die ganze Bühne leer und keine Stimmung möglich ist. So hat man vor dreißig Jahren gespielt: so darf man heute nicht mehr spielen.

In jenes género flamenco würde auch die Vorstellung der „Eder-Miti“ von Frau Minna Kautsky gehören, die das Raimundtheater Mittwoch gab. Die „Eder-Miti“ ist weder ein Stild, noch bringt sie Scenen aus dem täglichen Leben, aber sie lässt Lücken, die die kluge und künstlerische Regie des Herrn Langkammer mit solchen Scenen, mit Gemälden unferer Sitten, mit Fragmenten von der Straße füllen konnte. Herr Langkammer hat die Gabe, Wirkliches exact zu copieren und in diesen Copieen das Pictoreske der gemeinen Erscheinungen zu zeigen, das man sonst nicht merkt, die latente Schönheit von häßlichen Dingen. Der Hausrath armer Wohnungen, Möbel und Wände werden unter seiner Hand lebendig und verrathen ihre Seele. Der Hof, den er im zweiten Akte stellt, war wie von einem japanischen Maler: er hatte die größte Wahrheit und doch eine innige Poesie; es war wie ein Chiavacci in Verfen.

H. B.